Zeitschrift: Das Rote Kreuz : offizielles Organ des Schweizerischen Centralvereins vom Roten Kreuz, des Schweiz. Militärsanitätsvereins und des Samariterbundes

Herausgeber: Schweizerischer Centralverein vom Roten Kreuz

Band: 9 (1901)

Heft: 3

Artikel: Vom südafrikanischen Kriegsschauplatz [Schluss]

Autor: Suter

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-972755

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Nr. 3. — IX. Jahrgang. 1. Februar 1901.

Das Rote Kreuz

Abonnement:
Für die Schweiz . . . jährlich 3 Fr. —.
Für das Ausland . . jährlich 4 Fr. —.
Preis der einzelnen Nummer 30 Cts.

Insertionspreis:
(per einspaltige Petitzeile):
Für die Schweiz . . . . . 30 Ct.
Für das Ausland . . . . . 40 „
Reklamen:
1 Fr. — per Redaktionszeile.

Offizielles Organ und Eigentum
des schweiz. Centralvereins vom Roten Kreuz, des schweiz. Militärsanitätsvereins und des schweizerischen Samariterbundes.

Korrespondenzblatt für Krankenvereine und Krankenmobilienmagazine.

Erscheint am 1. und 15. jeden Monats.

Redaktion: Schweizerisches Centralsekretariat für freiwilligen Sanitätsdienst (Dr. W. Sahli), Bern.
Alle die **Administration** betreffenden Mitteilungen, Abonnemente, Reklamationen 2c. sind zu richten an Hrn. **Louis Cramer**, Plattenstraße 28, Zürich V.

Annoncen nehmen entgegen die Administration in Zürich und die Buchdruckerei Schüler & Cie. in Biel.

Inhalt: Vom südafrikanischen Kriegsschauplatz (Schluß). — Kriegschirurgische Erfahrungen aus dem südafrikanischen Kriege 1899—1900. Von Dr. H. Küttner, Tübingen. — Erste Hülfe bei Nasenbluten. — Schweiz. Samariterverein: Mitteilung an die Sektionsvorstände. — Kleine Zeitung. — Inserate.

Vom südafrikanischen Kriegsschauplatz.

Bericht des Hrn. Dr. Suter, Aarau.

(Schluß.)

In Prätoria angekommen, begab sich Hr. Wicherlink zu seinem Vater. Ich wollte nicht wieder die gleichen Unannehmlichkeiten wie in Johannesburg durchmachen und beschloß, mir sofort einen Paß zu holen, obschon mir kein Mensch gesagt hatte, daß ich einen solchen nötig haben würde. Ich schritt also die Marktstraße hinunter, direkt auf das Regierungsgebäude los. Aber ich mußte etwas ganz Besonderes an mir haben, denn kaum hatte ich ein paar hundert Schritte gemacht, so kam, hol's der Kuckuck, wieder so ein verflixter Khaki auf mich zu: „Your pass, please!“ — „I did not get a pass, I am just going to fetch one!“ — Ich zeigte ihm meinen Johannesburger Paß, doch es half nichts, nolens volens mußte ich mit. Daß die Komödie anfing, mir zu dumm zu werden, und daß ich meine liebe Muttersprache zu Hilfe nahm, um meiner Stimmung Ausdruck zu geben, wird man begreifen. — Es ging nach dem Gouvernementsgebäude. Auf einmal erblickte ich Hrn. Favre, den Assistenten von Dr. Theiler, den ich zum letzten Male Mitte Mai im Freistaate drunten gesehen hatte. Auch er erkannte mich, konnte aber natürlich den Zusammenhang der Dinge nicht begreifen; er wollte auf mich zukommen, wurde aber von meinem Begleiter weg gewiesen. Immerhin konnte ich ihm zurufen, er solle uns nur folgen, damit er auch sehe, was vor sich gehe. Wir kamen in ein Bureau, mein Khaki salutierte, er bringe einen prisoner, ich hätte keinen Paß. Ich wurde gar nicht beachtet, die Leute ließen mich einfach stehen. Nach einer Weile steckte ich die Hände in den Sack und fing an, mit großen Schritten auf und ab zu gehen. Hr. Favre war unterdessen bis an die offene Thüre gekommen. Ich rief ihm zu, die Geschichte sei doch wirklich zu langweilig. Nun brüllte mich einer der Engländer, der mit einem Filzhut (geziert mit schwarzer Straußenfeder und einem Totenkopf) bedeckt war, an, wir seien in keinem öffentlichen Lokale, wenn ich noch ein Wort sage, so lasse er mich einsperren. Nicht minder höflich antwortete ich ihm, es sei mir dies ganz erwünscht, ich hätte dann wieder etwas Neues für mein Tagebuch. Resultat: wir wurden in ein anderes Bureau verwiesen, wo uns ein kahllippiger Gentleman begrüßte. Ich erklärte ihm des langen und breiten meine Geschichte, zeigte ihm meine Papiere, die er natürlich auch nicht verstand, indem er nur ganz mäßig englisches Französisch sprach. Am Ende der Unterhaltung waren wir glück-

lich so weit gekommen, daß er an mich die Frage richtete: „Und nun, wollen Sie Neutralität schwören?" (Diejenigen Buren, die die Waffen niederlegten, mußten einen in Holländisch und Englisch abgefaßten Zettel unterschreiben, in dem sie sich verpflichteten, gegen die englischen Truppen nie mehr etwas Feindseliges zu unternehmen.) Wie ich schon bemerkte, ist leider die Kenntnis der Artikel der Genfer Konvention bei den Engländern noch eine sehr ungenügende. Am Ende erhielt ich einen eintägigen Paß. Ich müsse am folgenden Tage ein Attest von meinem Konsul bringen, dann werde der Paß erneuert. — Nachmittags besuchte ich den kaiserlich-deutschen Konsul, der hier auch die schweizerischen Interessen vertrat. Er war höchst verwundert, mich so unerwartet wieder zu sehen, denn schon lange Zeit hatte man in Prätoria nichts mehr von uns gehört. Hr. Dr. de Montmollin und Hr. Dr. König seien nach Kapstadt gereist, um über Laurenzo Marques wieder zu den Buren zu gelangen. Erst wären sie nach Prätoria gekommen und hätten versucht, von da aus die Linien zu passieren, hätten aber kein brauchbares Zugvieh auftreiben können und deshalb den anderen Weg gewählt. Der deutsche Konsul streckte mir in liebenswürdigster Weise einiges Geld vor; ich war so ziemlich ohne Mittel und hatte mich auf meine Kollegen vertröstet.

Auch Prätoria hatte sich in den paar Monaten, seitdem die Engländer eingezogen waren, stark verändert. Alles stand natürlich unter Martial law. Ich bekam jeweilen nur einen Paß auf ganz kurze Zeit und mußte ihn dann wieder erneuern lassen. Es stunden immer eine Menge Leute vor den Thüren der Bureaux und um 1 Uhr wurde das Paßbureau geschlossen. So verlor ich jeden Tag ein paar Stunden mit Antichambrieren bei dieser Paßerneuerung. Auch hier war es des strengsten verboten, die Stadt zu verlassen. Hr. Favre, Bruder des oben erwähnten Assistenten von Dr. Teiler, der in Prätoria eine Limonadenfabrik besitzt, erzählte mir, daß sie seit dem Einzuge der Engländer noch nie die Erlaubnis erhalten hätten, eine cirka anderthalb Stunden von der Stadt entfernte Farm, die ihm gehörte, zu besuchen, obschon sie vernommen, daß man das Haus stark beschädigt hätte, um Brennmaterial zu gewinnen. Für Fahren, Reiten und Radeln war auch hier ein Extrapermis nötig, das schwer zu erhalten war. Abends nach 7 Uhr durfte sich niemand mehr ohne speziellen Paß auf der Straße zeigen. Das Essen im Transvaalhotel war miserabel, dazu waren die Preise ins Aschgraue gestiegen. Viele Dinge waren überhaupt in der ganzen Stadt nicht mehr zu bekommen. Bezahlte man ja doch für ein Paket Zündhölzchen à 12 Schachteln 7 Sh. 6 d., also cirka 10 Fr. Bevor ich von Prätoria fortging, verkaufte man dieselben in einem Cigarrenladen sogar per Stück. Ein Pfund Butter war auf 14—18 Sh., also bis über 20 Fr., gestiegen. General Maxwell, der Kommandant von Prätoria, hatte allerdings eine Proklamation erlassen, in der das Maximum der Preise, die verlangt werden durften, normiert war. Es bekümmerte sich natürlich kein Mensch darum; so ist z. B. 1 Pfund Butter mit 2 Sh. 6 d. (3 Fr. 10) und 12 Schachteln Zündhölzchen sind mit 10 d. (1 Fr.) verzeichnet. — Die ganze Stadt wimmelte von Khakis; einmal zogen sie in dieser, ein andermal wieder in jener Richtung durch. Es gab eine Menge Kranke und Verwundete. Das große Justizgebäude war ganz in ein Hospital umgewandelt worden. Daneben bestanden noch verschiedene andere Lazarette im Mädchenschulhaus und in mehreren Privathäusern. Eben war man daran, in Sunside, dem höher gelegenen Stadtteile Prätorias, ein neues Krankenhaus einzurichten. Von der übrigen Welt kamen gar keine Nachrichten herein, man vernahm absolut nichts von der Außenwelt. — Die Buren mußten sich in nächster Nähe von Prätoria befinden. An einem schönen Morgen wurde lange mit schwerem Geschütz von Fort Wonderboom in der Richtung nach Waterval, wo sich früher die englischen Gefangenen befunden hatten, bombardiert. Jeden Augenblick verwies man Leute des Landes, meistens ohne auch nur die Spur von einem Grunde angeben zu können. Man spedierte sie nach East-London und Kapstadt. Alle Angestellten z. B. der südafrikanischen Eisenbahn-Gesellschaft waren so forttransportiert worden, weil man behauptete, die Leute sympathisieren mit den Buren. So war auch Stöhr, der sich im Freistaate in meiner Ambulanz befunden hatte, gewaltsam nach Kapstadt gebracht und von da per Schiff nach Holland geführt worden. Wicherlink meinte, es sei gut, daß er heimgekommen, sein alter Vater sei ganz allein und verlassen; zwei seiner Brüder hätte man ohne jeden Grund nach Europa transportiert, er wisse jetzt nicht, wann die Reihe an seinen Vater und an ihn selbst komme.

Zuerst hatte ich die Absicht, mich eine zeitlang in Prätoria oder Johannesburg aufzuhalten und allenfalls hier ad interim in einem Spitale zu helfen, bis ich über den Aufenthalt

meiner Kollegen genau informiert gewesen wäre. Ich hätte in diesem Falle meine Kisten nach Prätoria gebracht, und sobald ich vernommen (man würde durch einen Parlamentär bei Louis Botha angefragt haben), daß meine Kollegen auf Burenseite angelangt wären, hätte ich direkt die Linien passiert. Der Principal Medical Officer, dem ich diesen Plan mitteilte, war jedoch durchaus nicht einverstanden; vielleicht hatte man Angst, ich möchte zu viele Dinge sehen, die mich nichts angingen. Hingegen wollte er mir sofort ein Billet nach East-London oder Kapstadt ausstellen lassen, was ich natürlich mit Dank ablehnte. So beschloß ich denn, sobald als möglich wieder zu meiner Ambulanz in Paardekop zurückzukehren und, wenn es mir gelingen sollte, entweder hier in Prätoria neues Personal zu bekommen, oder dann meine Leute in Paardekop zum Bleiben zu bewegen, direkt auf dem kürzesten Wege wieder zu den Buren zu ziehen, andernfalls den Umweg durch Natal über Durban, Laurenzo Marques und Komatipoort zu machen. Natürlich hätte ich ja nach Art. 3 der Genfer Konvention verlangen können, daß ich von den Engländern direkt den Burenvorposten übergeben würde; aber nach den Erfahrungen, die ich bis jetzt gemacht hatte, und den Schwierigkeiten, denen ich überall begegnet war, schien es mir ratsam, nötigenfalls über Durban zu reisen. — Um diesen Plan auszuführen, mußte ich viele Gänge machen und langte nach langem Herumirren bei General Maxwell, dem Kommandanten von Prätoria, an. Sein Bureau befand sich im Gouvernementsgebäude und zwar im gleichen Raume, wo früher Staatssekretarius Reitz geamtet hatte. Auf demselben Stuhle, den Reitz innegehabt hatte, wie er uns im Monat März begrüßte, saß nun General Maxwell. Überhaupt hatten sich die Engländer recht bald in dem schön eingerichteten Gouvernementsgebäude zu Hause gefühlt. Ich trug dem General mein Anliegen vor. Er war sehr freundlich, erinnerte sich auch meiner zwei Kollegen, sagte mir aber, er hätte die Kompetenz nicht, mir den nötigen Paß zu geben, und wies mich an Lord Roberts. Dieser Tage ging auch eine Ambulanz direkt zu den Buren hinüber. Sie war mit holländischen Mitteln in Prätoria ausgerüstet worden. Man lud mich ein, mitzukommen, doch konnte ich natürlich meine Leute, die in Paardekop auf mich warteten, sowie meine Kisten nicht im Stiche lassen.

Montag den 20. August begab ich mich zu Lord Roberts. Er bewohnte eine prächtige Villa in der Stadt. Natürlich war alles des strengsten bewacht. Ich mußte vor dem Gartenthore auf der Straße warten. Meinen Brief von General Maxwell brachte eine Wache hin. Der Privatsekretär Lord Roberts, Oberst C., kam persönlich heraus (Roberts selbst habe ich nur einmal anläßlich des Leichenbegängnisses eines Obersten gesehen) und holte mich in sein Office herein. Ich erklärte ihm meine schwierige Lage, zeigte ihm meine Papiere und in einer Viertelstunde hatte ich mehr erreicht, als in der ganzen letzten Woche. Der Oberst verstand mich sofort vollkommen und gab mir einen Paß, in dem mir erlaubt wurde, entweder von Paardekop nach Baberton zu ziehen (ich hatte dies extra verlangt, indem ich, wie gesagt, mir immer noch diesen Weg offen halten wollte), oder dann meine Ambulanz zu liquidieren und über Durban nach Laurenzo Marques zu reisen. — Ich muß sagen, in der Umgebung Lord Roberts herrschte ein bedeutend höflicherer Ton, als in derjenigen Bullers. Ich wurde von diesem Obersten wirklich gentlemanlike behandelt. Eines aber hatte man mir nicht erlaubt, und das war für mich gerade die Hauptsache. Hr. Favre, der Assistent Dr. Theilers, wäre sehr gerne mit mir gekommen und hätte sich meiner Ambulanz angeschlossen. Da er schon lange im Lande war, hätte ich mit einer solchen Kraft wieder viel leisten können. Aber der Kommandant von Prätoria erteilte Hrn. Favre die Erlaubnis nicht, warum kann ich nicht sagen. — Hr. Wicherlink blieb natürlich bei seinem Vater in Prätoria zurück. Ich begriff, daß er ihn nicht allein lassen konnte. Hr. W. hatte mich seit Anfang Mai immer begleitet, war mir ein treuer, lieber Reisegefährte gewesen, der seine Aufgabe ernst aufgefaßt hatte, auf den ich mich voll und ganz hatte verlassen können und den ich nur ungern von mir scheiden sah.

Nun, den Paß in den Händen, war ich zur Abreise bereit. Ich verließ Prätoria Dienstags den 21. August. Hr. Favre begleitete mich auf den Bahnhof; er wäre gar zu gerne mitgekommen, das Leben sei ihm in diesem Käfig ganz und gar verleidet. Ich traf im Zuge einen englischen Militärarzt, der die Belagerung von Mafeking mitgemacht hatte. Um von Prätoria wieder nach Mafeking zu gelangen, war er gezwungen, durch den ganzen Freistaat bis nach de Aar und von da weg mit der Bulowayobahn wieder hinaufzufahren. Wie ich ihm sagte, daß ich wieder zu den Buren zurückzukehren im Begriffe sei, war er (der Arzt), der doch auch schon etwas von der Genfer Konvention gehört haben mußte, höchst erstaunt:

„Unsere Leute sind doch wirklich erschrecklich dumm," sagte er, „daß sie Ihnen diese Erlaubnis geben." — Abends langten wir in Elandsfontein an und mußten bis nachts 10 Uhr warten. Wie ich einsteigen wollte, kam der Railway Staff Officer auf mich zu, ich dürfe nicht in den Personenwagen, der sei für Offiziere bestimmt, ich solle auf einem Güterwagen Platz nehmen. Ich zeigte ihm mein Billet und sagte ihm, wer ich sei. Ja, er kenne mich schon, ich sei ein Burendoktor, das sei ihm aber ganz gleichgültig, ich solle nur auf den Gepäckwagen, ihre Soldaten hätten bei den Buren auch auf offenen Wagen reisen müssen. Ich ließ durch einen Kaffer meinen Koffer, den ich in Prätoria seinerzeit zurückgelassen und im Transvaal-Hotel wieder vorgefunden hatte — die Engländer hatten im Hotel alle Kisten geöffnet, mein Koffer aber war vom Portier glücklicherweise auf die Seite gestellt worden — in den offenen Wagen bringen. Der Wagen war mit Steinen beladen. Zum Offizier aber sagte ich: „Wissen Sie, ich bin an ein hartes Leben gewöhnt, es macht mir also nichts, etwas unbequem zu reisen; dessenungeachtet werde ich dem nächsten englischen Verwundeten doch wieder mein eigenes Bett geben, wenn er es nötig haben wird." Ich gab ihm meine Karte, und da er selbst keine solche bei sich hatte, mußte er mir seinen Namen in mein Notizbuch schreiben (W. H. Edwardes, Major). — Glücklicherweise reisten in einem geschlossenen Gepäckwagen eine Familie mit zwei Kindern und zwei andere Personen. Man lud mich ein, auch noch hereinzukommen. Die deutsche Familie reiste nach Durban, um nach Hause zurückzukehren, die anderen beiden Herren aber begaben sich nach Beira, auf die Löwenjagd! Sie hatten Gewehre und ein großes, zusammenlegbares Boot bei sich. Am anderen Morgen langten wir in Standerton an und mußten wieder bis in die Nacht hinein warten. Am Bahnhofe bekam ich erst etwas zu essen, nachdem ich mir vom Railway Staff Officer einen Schein hatte ausstellen lassen. Die Fahrt von hier nach Paardekop war äußerst ungemütlich. Der Zug fuhr nur langsam; die Nacht aber war so dunkel, daß man nicht ein paar Schritte weit sehen konnte, dazu hatte der Wagen keine Fenster. Die Station Paardekop liegt auf der südlichen Seite der Bahnlinie. Die südliche Schiebethüre des Wagens aber war verriegelt und so konnte ich nur die nördliche Thüre von Zeit zu Zeit etwas öffnen, um mich in der Gegend zu orientieren. Es sahen namentlich in dieser finsteren Nacht alle Stationen so ähnlich aus, daß ich immer Angst hatte, an einem falschen Orte auszusteigen oder am Ende zu weit zu fahren. Natürlich war niemand vorhanden, der die Stationen nannte, wie dies bei uns der Brauch ist, und zum Aussteigen war jeweilen zu wenig Zeit vorhanden. Auf einmal hielt der Zug wieder, mitten auf dem Geleise, und wir mußten volle drei Stunden warten. In Paardekop hatte ich mich seinerzeit nur einen halben Tag aufgehalten. Außer einem jüdischen Store und dem Stationsgebäude gab es, soviel ich mich erinnerte, keine Häuser. Der einzige Anhaltspunkt, der mir blieb, war Kopje Alleen, ein Berg, den man bei Tage allerdings auf weite Distanzen erkennen konnte. Ich streckte meinen Kopf durch eine enge Spalte hinaus und spähte in die dunkle Nacht hinein. Der Scheinwerfer der Lokomotive bewirkte, daß ich beinahe nichts sehen konnte. Von Zeit zu Zeit sah ich dunkle Gebilde, die dann wieder verschwanden. Ich meinte Zelte zu erkennen, aber es waren alles nur optische Täuschungen. Gegen 3 Uhr morgens aber tauchte deutlicher und immer deutlicher, wie ein schwarzes Ungetüm, ein Berg vor mir auf und bald darauf hielt der Zug an einer Station. Meine Mitreisenden rieten mir des bestimmtesten ab, jetzt auszusteigen, ich solle mit ihnen weiterfahren, bis es Tag würde, und dann wieder umkehren. Ich aber stieg aus und riß auch meinen Koffer und die Decken zum Wagen heraus. Der Zug fuhr weiter, in die dunkle Nacht.

Es war gar nichts Gemütliches, um diese Zeit auf der Station herumzuspazieren. Natürlich war alles des strengsten bewacht, da von den mit der Gegend ganz vertrauten Buren namentlich die Nachtzeit gewählt wurde, um Stationen, Brücken und Eisenbahnlinien zu zerstören. Ich begab mich direkt nach dem Stationsgebäude hin. Außer einer langen, schwarzen Gestalt mit glitzerndem Bajonnette war niemand zu sehen. Ich redete die Wache direkt an. Glücklicherweise hatte ich mich nicht getäuscht, ich war in Paardekop. Aber konnte ich in der Nacht die Zelte in der Ebene draußen finden? Ich wußte nicht mehr genau Bescheid; ich konnte ebenso gut ins Soldatenlager gelangen und dann mit den Wachen Schwierigkeiten bekommen. Waren überhaupt meine Leute noch da? Ich war jetzt 12 Tage abwesend gewesen und während dieser Zeit hatte ich keine Nachrichten mehr bekommen. Ich erklärte der Wache, ich wolle bis zum Anbruch des Tages auf der Station warten, da ich mich nicht mehr auskenne. Der Soldat war einverstanden. Ich richtete mich, so gut es ging, mit meinen

Compersen (Decken) auf einem Bänklein ein. Bald aber erschien eine Art von Stationsvorstand: Es sei des strengsten verboten, daß jemand auf der Station verweile, ich müsse weiter; er glaube, meine Zelte seien noch da, das englische Lazarett jedoch sei weitergezogen. Ich konnte einen Kaffern engagieren, der mir die Wolldecken trug; den Koffer ließ ich auf der Station. Der Bahnbeamte lieh mir seine Laterne. So irrten wir eine lange Zeit im Felde umher. Ich dachte mir schon, daß am Ende meine Leute mit dem Lazarette aufgebrochen seien. Da bemerkte ich dicht vor mir einen Wagen und erkannte ihn als einen der meinigen. Gerade daneben war ein Zelt aufgeschlagen. Meine Leute machten große Augen, wie ich sie aus dem Schlafe aufgerüttelt hatte. Ich war sehr glücklich, mich neben sie zu legen und unter meine Decken zu kriechen. Sie hätten gemeint, ich sei tot. Der Kommandant von Paardekop hätte überallhin, nach Johannesburg und Prätoria, telegraphiert und nach mir gefragt, von überallher aber die Antwort bekommen, man wisse nichts von mir. Er sei dann sehr aufgeregt gewesen; sie glauben, er halte mich für einen Spion. Die Kaffern hätten auch schon drauslaufen wollen. Von englischen Kaffern hätten sie gehört, daß jene bezahlt seien. Einer hätte Charry gesagt, er besitze jetzt so viel Geld, daß er nicht mehr wisse, wo er es hinstecken solle.

Des Morgens begab ich mich zum Kommandanten. Er war sehr erstaunt, mich wieder zu sehen. Ich zeigte ihm meinen Brief von Lord Roberts, worauf natürlich alles in Ordnun war. Warum der Oberst weder von Johannesburg vom Kommandanten Dewis, bei welchem ich mich doch persönlich angemeldet hatte, noch von Prätoria her Auskunft über mein Verbleiben erhalten hatte, weiß ich allerdings nicht.

Da mein Personal darauf hielt, nach Hause entlassen zu werden, blieb mir nur die eine Wahl übrig, nach Durban und von da nach Laurenzo Marques zu reisen. Wegen meiner Maulesel mußte ich mich nach Platrand (die zweite Station in der Richtung Standerton) zum General der 11. Brigade begeben. Ich hatte natürlich nicht die Absicht, die Maulesel, die ich bis jetzt so mühsam zusammengehalten und deren Zahl ich jeweilen bei Gelegenheit vermehrt hatte, einfach im Felde stehen zu lassen; denn wenn ich wieder zu den Buren hinauf kam, so mußte ich mir natürlich auch neue Zugtiere kaufen. Außer dem Juden im Store war auf viele Meilen im Umkreise kein Käufer vorhanden. Den Engländern die Maulesel dedicieren, konnte und wollte ich nicht. — Dem General der 11. Brigade zeigte ich nun meinen Brief und fragte ihn, ob er einen Ausweg wüßte, ich könne die Maulesel ja nicht mit mir nehmen. Er schickte einen Veterinär zu mir herüber, der die Tiere zuerst refüsierte, dann bot er sage 5 L. pro Stück. Die Tiere waren ja allerdings stark abgemagert, indem sie jetzt schon monatelang bei schlechtem Futter im Felde herumgezogen waren, und brauchten wenigstens zwei Monate, um wieder fett zu werden. Wir einigten uns auf 6 L. pro Stück; dazu konnte ich noch zwei Pferde verkaufen. Für die Tiere bekam ich nicht etwa Geld, sondern eine Quittung; das Geld könne erst in 14 Tagen bezahlt werden. Ich gab dem Veterinär die Adresse von Hrn. Tobler in Laurenzo Marques an, worauf er mir versprach, das Geld dorthin zu schicken. Wie ich aber später nach Laurenzo Maurques kam, da war das Geld natürlich noch nicht da. Bei meiner Abreise von Laurenzo Marques überließ ich dann den Zettel Hrn. Tobler und nahm nur eine Kopie mit mir. Bis jetzt habe ich aber noch keine Nachricht erhalten, daß irgend etwas ausbezahlt worden sei. Die Hauptsache für mich ist, daß ich ein Papier besitze, das den Empfang der Maulesel bescheinigt.

Hr. Wulff verreiste vor mir; er hatte einen Paß nach Winburg bekommen. Sein Pferd jedoch mitzunehmen, erlaubte man ihm nicht; er überließ es mir zum Verkaufe. Kaum eine halbe Stunde vor Abfahrt meines Zuges konnte ich das ausgezeichnete Tier zu einem Preise von nur 7 L. verkaufen, obschon es einen Wert von ca. 20 L. repräsentierte. (Für 20 L. kauft man allerdings in Transvaal schon ein recht gutes Pferd.) Die Waren und Vorräte verkaufte ich an den Juden im Store und verteilte das Geld unter meine Leute. Auch eine Karre kaufte mir der Jude ab. Zwei andere Wagen konnte ich auf dem Wege nach Durban gegen einen Schundpreis los werden. Aber was anderes machen, es hieß einfach losschlagen oder stehen lassen. — Meine Kaffern gingen zu den Engländern über. Dem Charry schien der Abschied etwas nahe zu gehen. Er war seit April fortwährend und zu meiner großen Zufriedenheit in meinem Dienste gewesen; ich könnte in Europa gewiß keinen besseren Bedienten auftreiben. — Zwei Zelte mußte ich den Engländern überlassen; ich konnte nicht wohl anders, denn sie waren seinerzeit erbeutet worden und mit einem Totenkopf gestemp lt.

Samstag den 25. August verließ ich mit Remplin und Hatting Paardekop. Die Schweizer Ambulanz war bis auf weiteres aufgelöst. Medikamente und Instrumente nahm ich mit mir nach Durban. Ein Jude war in Paardekop zu mir gekommen und hatte sich als Kollege vorgestellt, er wollte Medikamente und Instrumente kaufen. Ich gab dem Kerl natürlich nichts. Ich sah ihn dann nachher, wie er auf einem Misthaufen herumstöberte und eine große Ricinusölflasche mit noch etwas Inhalt, die wir eben fortgeworfen hatten, sowie einen alten Sack als Beute davontrug. Remplin hatte die Erlaubnis erhalten, als Ordonnanz mit mir zu kommen und nachher wieder nach Volksrust zurückkehren zu dürfen. Die Engländer ließen wohl alle Leute nach Durban hinunter, ohne ganz spezielle Erlaubnis jedoch durfte niemand wieder zurück. Hatting sollte vorerst noch in Volksrust bleiben, bis sich die Verhältnisse in Amersfoort, seiner Heimat, abgeklärt hätten.

Abends spät langten wir in Volksrust an. Der Ort war uns natürlich vollständig bekannt, indemwir uns ja ca. drei Wochen hier befanden, wie unsere Leute noch in Laings Neck bei Majuba stunden, bevor Buller bei Bothas Paß und Almanns Neck durchgebrochen war. Ich wollte mir an der Station noch etwas zu essen kaufen. Den Wirt, Hrn. Schwellenbach, einen Deutschen, kannte ich von meinem früheren Aufenthalte in Almanns Neck her gut. Ich klopfte aber lange vergebens, niemand öffnete. Am anderen Morgen aber bemerkte ich, daß alles mit englischen Leuten besetzt war. Hrn. Schwellenbach traf ich dann später in Durban. Ohne irgend welchen Grund anzugeben, hatten sie ihn des Landes verwiesen. Er hatte nie gefochten und auch nie für die Buren agitiert. — Sonntag morgens mußten wir uns in Volksrust unsere Pässe durch Natal holen. Ich traf eine ganze Anzahl mir von früher her bekannter Gesichter. Einige Buren waren hier auf Ehrenwort; sie mußten jeden Tag persönlich erscheinen und ihren Paß erneuern lassen. Wir hatten gestern großes Glück gehabt. Der Zug, der nach dem unsrigen in Volksrust ankam, war zum Entgleisen gebracht worden. Die Wagen, die noch hereinkamen, waren alle mehr oder weniger stark demoliert. Zwei Tage vorher war in Natal, bei Washbank, die Eisenbahn vollständig zerstört worden. Abends mußten wir in Charlestown, dem ersten Orte Natals, übernachten, der Zug ging nicht mehr weiter. Montag abends gelangten wir nach Ladysmith, wo am Bahnhofe ein äußerst reges Leben herrschte; Dienstags früh waren wir in Pietermaritzburg. Das Land wurde immer schöner und üppiger und nahm mehr und mehr einen südlichen Charakter an. Die Gegend um Pietermaritzburg und von da bis zum Meere gehört zum Schönsten, was ich noch gesehen habe. Überall malerische grüne Hügel, zwischen denen sich die Bahn in kühnen Bogen hindurchwindet; man hätte kaum glauben können, daß wir uns noch im Winter befänden. Endlich, ganz unten in der Ferne, zuerst nur ein heller Streifen, dann immer deutlicher und deutlicher eine glänzende Fläche, das Meer, und unwillkürlich trat mir jener Moment ins Gedächtnis, wo Xenophons Zehntausend nach harten Strapazen den Pontus Euxinus begrüßten.

Am Bahnhofe in Durban trafen wir Hrn. Selling, den ausgeraubten Kaufmann aus Amersfoort. Er war hier herab gekommen, um seine Reklamationen anzubringen. Um keinen Preis gab man ihm die Erlaubnis, wieder nach Hause zurückzukehren. Frau und Kinder hatte er droben gelassen, und wie ein Brief, den er eben erhalten hatte, besagte, war dort Mangel an den allernötigsten Lebensmitteln. In der Stadt seien alle Hotels besetzt. Glücklicherweise fanden wir noch ein Unterkommen in einer Dependenz des Princess Coffee; dort konnte ich auch meine Kisten placieren. Ich wollte mich gleich nach dem nächsten nach Laurenzo Marques abgehenden Schiffe erkundigen und begab mich zu diesem Zwecke mit Hrn. Selling und Hrn. Remplin nach dem etwa 25 Minuten entfernten Hafen. Selling meinte, heute morgen sei ein großes deutsches Schiff, der „Kronprinz", nach Laurenzo Marques abgefahren. Wir wollten uns schon wieder auf den Rückweg machen, da entdeckte ich zufällig ganz oben im Hafen die Flagge der Deutsch-Ostafrika-Linie. Wie wir näher kamen, siehe da, war eben der „Kronprinz" noch nicht ausgelaufen. Ich betrachtete mir ein wenig das große, schöne Schiff, das eben seine erste Reise machte, und wen erblickte ich am Deck? Hrn. Dr. de Montmollin. Natürlich gab es ein freudiges Begrüßen; wir hatten uns seit Anfang April nicht mehr gesehen. Hr. Dr. de Montmollin meinte, ich solle gleich mitfahren: „Dépêchez vous, le bâteau partira à 3 heures!" Er kam von Kapstadt und wollte nach Laurenzo Marques. Mir war es unmöglich, gleich mitzufahren. Zuerst mußte ich alle meine Kisten in Ordnung bringen und wollte umpacken; dann wäre es auch ohnedies zu spät gewesen, alles noch rechtzeitig an Bord zu bringen. Ferner dachte ich mir, es würde ja in wenigen Tagen ein anderes Schiff nach Lau-

renzo Marques fahren. Ich ließ also Kollege de Montmollin allein reisen. Wir machten ab, daß er mir in Laurenzo Marques warten und alles bereit machen sollte, um wieder nach Komatipoort hinaufzugehen. Leider aber mußte ich nicht weniger als 13 Tage in Durban warten, bis das nächste Schiff, das große Verspätung hatte, auslief.

Durban ist eine der schönsten, sympathischsten und saubersten Städte, die ich je noch gesehen habe. Es ist umgeben von den Bereahügeln, die mit zahlreichen schönen Villen besetzt und von Ananas und Bananenpflanzungen bedeckt sind und von wo aus man einen wunderbaren Ausblick aufs Meer genießt, dessen Wasser, von den steinigen Ufern zurückgeworfen, hoch aufspritzend sich in weißen Gischt auflöst. Am Hafen war eine ungeheure Menge von Vorräten aufgestapelt. Da sah man aufeinander geschichtete, komprimierte Ballen Lucerne, Hafer und Heu aus Australien, die Stöcke bildeten von der Größe mehrerer hoher Häuser. Vor nicht langer Zeit soll ein solcher Stock im Werte von 10,000 L. niedergebrannt sein. Von morgens früh bis abends spät wurden fortwährend Lebensmittel der verschiedensten Art ausgeladen. Fleisch kam in großen Quantitäten, in gefrorenem Zustand in Säcke verpackt, aus Australien. Auch viele Metzger in der Stadt verkauften von diesem gefrorenen Fleische. — In Durban machte ich die Bekanntschaft eines französischen Apothekers von Mauritius, Mr. Morillon, sowie eines Italieners, Signor Isnaldi, die, beide rechte Burenfreunde, auf jede Weise suchten, mir den Aufenthalt so angenehm als möglich zu gestalten. Die Stadt war voll von englischen Réfugiés, von aus Transvaal Ausgewiesenen und von Buren, die sich hier „on parole“ befanden. So traf ich unter anderen auch den Bruder des Generals de Wet. — Wie die Engländer übertreiben und was man den englischen Zeitungsberichten glauben kann, das hatte ich nun hier Gelegenheit zu studieren, indem ich Dinge las, die ich selbst miterlebt hatte. Da wurde alles, was Englisch war, in den Himmel erhoben und die Burensache in den Sumpf gezogen.

Endlich, Montag den 10. September, kam unser Schiff an, die „Induna“, ein kleiner englischer Küstendampfer von 730 Tonnen. — Hr. Remplin war einige Tage bei mir geblieben und dann wieder nach Volksrust zurückgekehrt. Der Kommandant von Durban hatte sich geäußert, er begreife nicht, warum man Hrn. Remplin die Erlaubnis gegeben hätte, wieder nach Transvaal hinaufzugehen, man lasse sonst niemanden mehr zurück. Ungefähr eine Stunde, bevor mein Schiff nach Laurenzo Marques weiterfuhr, traf ich zu meinem größten Erstaunen Hrn. Remplin wieder in Durban. Man hätte ihn droben in Volksrust bei seiner Ankunft gefangen genommen; er hätte mein Certifikat, in dem bescheinigt war, daß er sich in meiner Ambulanz befunden, vorgezeigt, man hätte ihm aber geantwortet, es sei nun zu spät, um zu surrender (sich zu ergeben). Er wurde abgefaßt und war nun beinahe eine Woche als Gefangener herumgeschleppt worden. Jetzt befand er sich auf Ehrenwort in Durban. — Dieses schamlose Vorgehen der Engländer brachte mich furchtbar auf. Ich hatte keine Zeit mehr, um persönlich zum Kommandanten von Durban zu gehen, da ich das Schiff um keinen Preis verfehlen durfte. Von Laurenzo Marques aus jedoch richtete ich einen Brief an den Hrn. Kommandanten, in dem ich die sofortige Freilassung Remplins, eine Gesamtentschädigung von 100 L. und eine Tagesentschädigung von 1 L. für ihn verlangte. Ich bemerkte noch, daß Exemplare der Genfer Konvention jederzeit in Genf beim internationalen Bureau des Roten Kreuzes bezogen werden könnten. Von Hrn. Remplin habe ich seither noch keine Nachrichten erhalten. Ich denke, man wird ihn freigelassen haben, sonst hätte er mir irgend eine Mitteilung zukommen lassen.

Unser Schiff war sehr unsauber, das Schmutzigste, was ich in dieser Beziehung noch gesehen habe. Obschon ich ein Billet erster Klasse gelöst hatte, bekam ich keine Schlafstelle. Einmal schlief ich auf dem Tische des „Eßsalons“, einem kleinen, engen Loche, das andere Mal an Deck. Zum Glück hatte ich mein ganzes Burenbett bei mir, d. h. ein Bündel Wolldecken, und konnte mich so schon zurechtfinden. Allerdings eine Ironie, wenn man auf einem englischen Steamer in der ersten Klasse sein Bett mit Burenfelddecken selbst machen muß. Abtritt und Badewanne befanden sich in rührender Eintracht in ein und demselben Lokale. Abends benützte dann noch einer der Passagiere diesen Badeabtritt oder, wenn man will, diese Abtrittbadewanne als Schlafkabinett. Bevor wir abfuhren, prügelten sich an Deck ein paar Matrosen. Einer schlug dem anderen ein tiefes Loch in den Kopf. Der Geschlagene, vollständig betrunken, wollte über Bord springen, konnte aber gerade noch am Kragen zurückgehalten werden. — Am ersten Abend hatten wir hohe See. Das kleine Schiffchen schwankte, wie eine

Nußschale. Jeden Augenblick, ganz wie eine Ente, steckte es den Kopf ins Wasser und ließ letzteres dann über sich weglaufen. Zwei Kaffern wurden vom Vorderdeck direkt heruntergespült und konnten sich im Zwischendeck, auf dem Bauche liegend, noch anklammern. Ohne sich mit beiden Händen festzuhalten, war es beinahe unmöglich, an Deck zu bleiben. Die meisten Passagiere waren, kaum hatten wir den Hafen verlassen, seekrank.

Wegen des schlechten Wetters kamen wir erst Mittwoch abends in Laurenzo Marques an. Bei Hrn. Tobler vernahm ich, daß Hr. de Montmollin schon nach Komatipoort hinaufgegangen sei. Am folgenden Tage langte von ihm eine Depesche an, in der er anzeigte, er komme wieder zurück, und Freitag abends war er wieder bei uns. Für eine ersprießliche Thätigkeit war oben keine Aussicht mehr vorhanden; die Engländer waren schon in unmittelbarer Nähe der Bahnlinie. Die Buren fingen an, sich in kleine und ganz kleine Abteilungen aufzulösen. Mit einer solchen kleinen Abteilung herumzuziehen, hätte sich nun wirklich der Mühe nicht gelohnt. Da hätte man Anstrengungen machen können und hätte alle Unannehmlichkeiten gehabt, ohne eigentlich viel helfen zu können, indem man wahrscheinlich jeweilen lange Zeit gar keine Verwundeten und Kranken gesehen hätte. Gab es ja doch bei viel größeren Abteilungen im ganzen nur sehr wenig Verwundete. Nach reiflicher Erwägung beschlossen wir deshalb, heimzukehren. Bis zur Ankunft in Europa war dann gerade die Verlängerung unseres Kontraktes (bis Ende Oktober) abgelaufen. Hr. Dr. de Montmollin hatte noch die Absicht, ins Innere des portugiesischen Gebietes zu bekannten Neuenburger Familien ein paar Ausflüge zu machen, Exkursionen, die er schon früher geplant hatte. Am 20. Sept. verließ er den Hafen von Laurenzo Marques, um in einem kleinen Segelschiffchen durch einen Fluß hinauf ins Innere des Landes zu gelangen. Ich mußte in Laurenzo Marques noch auf die Ankunft meines Schiffes, des „Herzog", warten, die sich bis zum 20. September verzögerte. Unterdessen war Komatipoort von den Engländern genommen worden. Zahlreiche Kombattanten, namentlich Ausländer, waren auf portugiesisches Gebiet übergetreten. Die Portugiesen schickten Militär an die Grenze. Unter vielen Bekannten traf ich auch den Kommandanten Ricchiardi, vom italienischen Freiwilligencorps, und Caldora, seinen Sekretär. Des ferneren begegnete mir wieder Hrn. Dr. Mögenburg, der noch die Gefechte bei Dolmanntha mitgemacht hatte. Er wollte auch mit dem „Herzog" heim. Wie er mich am 5. August in Amersfoort verließ, um nach Europa zurückzukehren, hatte ich natürlich nicht gedacht, daß ich auf solchen Umwegen noch vor ihm in Laurenzo Marques ankommen würde.

Ganz Laurenzo Marques war durchseucht von englischen Spionen. Die Portugiesen stunden vollkommen unter dem Pantoffel der Königin von England. In Wirklichkeit kommandierte nicht der portugiesische Gouverneur, sondern der englische Konsul. Im Zollbureau mußte ich alle Kisten aufmachen; die Zollinspektion wurde von Engländern überwacht. Stiefel, Satteldecken und Reitzeug wollten sie mir als Kriegscontrebande abfassen. In einem Blechkästchen hatte ich eine Kollektion von Patronen der verschiedensten Systeme; diese wurden natürlich sofort beschlagnahmt und in Gewahrsam genommen. Mir war dies ja gleichgültig, indem ich den Portugiesen die Aufbewahrung dieser Patronen von Herzen gerne überließ. Wie ich bei den Engländern war, fiel es niemandem ein, mir diese unschuldige Sammlung wegzunehmen, obschon ich sie in Amersfoort hatte vorzeigen müssen. (Also päpstlicher als der Papst!) Wie ich fort wollte (nach Europa), reklamierte ich die Patronen, aber um keinen Preis wollte man sie mir herausgeben. Der Gouverneur, bei dem ich sofort Beschwerde erhob, sagte zu mir (er sprach sehr gut französisch): „Sie wissen ja, daß ein Arzt keine Waffen tragen darf." Nun sagte ich dem Gouverneur en français fédéral meine Meinung. Erstens seien die Patronen für Waffen der verschiedensten Systeme und zweitens hätte ich keine dazu passende Waffe bei mir. Übrigens seien bei uns die Sanitätsoffiziere mit Revolvern bewaffnet; wenn er dies nicht wisse, so thue es mir leid; ich verlange die sofortige Herausgabe der Munition, ansonst ich auf einen Schadenersatz von 50 L. klagen würde. Der Gouverneur wurde auf das hin nachgiebig (er war sonst ein sehr netter Herr, als was er sich uns gegenüber auch bei unserer Ankunft in Laurenzo Marques zu Anfang des Jahres gezeigt hatte, nur stund er leider in dieser Zeit unter englischem Hochdrucke) und schrieb sofort eine Ordre, man solle mir die Munition herausgeben. — Wie weit, ich möchte beinahe sagen, die Dummheit der Portugiesen geht, beweist der Umstand, daß sie Hrn. Dr. de Montmollin außer einer Pistole auch ein paar Ferngläser als Kriegscontrebande zurückbehielten. Ich hatte die größte Mühe, zu verhindern, daß man mir nicht all' die Blechbüchsen öffnete,

in denen die Sahli'schen Gipsbinden verpackt waren (man ließ es bei einer Büchse bewenden); die Binden wären natürlich nach Eröffnung der Verpackung zugrunde gegangen.

Endlich langte der „Herzog" an. Hr. Tobler, Hr. Bridler, Hr. Reimann und andere Schweizer, die uns hier mit der größten Liebenswürdigkeit und Zuvorkommenheit empfangen, und mit denen wir viele fröhliche Stunden verlebt hatten, begleiteten mich aufs Schiff, das mich wieder Europa zuführen sollte. Vor 208 Tagen war ich hier gelandet und glücklicherweise gesund konnte ich das Land wieder verlassen, in dem ich so vieles gesehen und durchgemacht hatte. Und wie wir die Anker lichteten und ins Meer hinausfuhren, da überkam mich eine tiefe Wehmut, wenn ich an die Männer dachte, die da droben für ihre Scholle kämpften, und an das Volk, dessen trauriges Geschick es zu sein schien, immer wieder, wenn es sich eine neue Heimat gegründet hatte, daraus vertrieben zu werden. — Ende Oktober, nach glücklicher Fahrt, landete ich in Neapel.

Kriegschirurgische Erfahrungen aus dem südafrikanischen Kriege 1899—1900.

Von Dr. H. Küttner, a.-o. Professor der Chirurgie an der Universität Tübingen.
Referat von Oberstabsarzt Dr. Korsch-Berlin im deutschen Roten Kreuz.

Der den Lesern von seiner Wirksamkeit während des griechisch-türkischen Krieges bei der Abordnung des deutschen Roten Kreuzes in Konstantinopel bekannte Verfasser, Prof. Dr. Küttner, z. Z. Chefarzt des Lazaretts des deutschen Roten Kreuzes in Yangtsun bei Tientsin, hat Gelegenheit genommen, noch vor seiner Abreise nach China seine reichen kriegschirurgischen Erfahrungen zu veröffentlichen, die er gewonnen hat als Mitglied der ersten, Anfangs November v. J. vom deutschen Roten Kreuz nach dem südafrikanischen Kriegsschauplatz auf Seiten der Buren entsandten Expedition. Während die zusammenfassenden Berichte des Führers der Expedition, Marinestabsarzt Dr. Mathiolius, und des Oberarztes Dr. Hildebrandt noch zu erwarten sind, hat Verfasser die dankenswerte Aufgabe ausgeführt, diejenigen Kapitel, welche das Hauptinteresse des modernen Krieges bilden, ebenso ausführlich wie klar abzuhandeln, nämlich die Wirkung der modernen Mantelgeschosse und die Verwendung der Röntgenstrahlen im Kriege.

Der südafrikanische Krieg ist der erste größere Krieg, in welchem auf beiden Seiten fast ausschließlich die Kleinkalibergewehre verwandt wurden. Während der Verfasser seinerzeit in Konstantinopel lediglich Kranke zu versorgen hatte, deren Verwundungen mehrere Wochen vorher erfolgt waren, kamen hier die Verwundeten aus vielen Gefechten ganz frisch in die Behandlung; am 14. und 15. Februar stand das große Lazarett in Jakobsdal sogar mitten auf dem Schlachtfelde. Wegen der schlechten Evakuationsverhältnisse und unter dem Zwange der Kriegslage hat die Abordnung aber auch die verwundeten Buren bis zu drei Monaten im Lazarett behalten, so daß die Beobachtung während des ganzen Wundverlaufes möglich war, wie eine derartige Kontinuität in der Behandlung mit Rücksicht auf den unumgänglichen Abschub der Verwundeten nach der Heimat im modernen Kriege sonst nicht möglich ist.

Das mit einem Stahlmantel umgebene Geschoß des Kleinkalibergewehres verletzt den menschlichen Körper weniger schwer, als das alte Bleigeschoß; es wird dadurch die von Bruns aufgestellte Lehre von der Humanität der kleinkalibrigen Mantelgeschosse bestätigt. — Die Forderung des Strategen, den feindlichen Soldaten für die Dauer des Gefechts und womöglich auch des Feldzuges kampfunfähig zu machen, wird freilich dadurch in den Hintergrund gedrängt. Schon 1870 71 sind Verwundete mit Lungenschüssen wieder zur Front zurückgekehrt; jetzt ist die Heilung so schnell vor sich gegangen, daß die Engländer einmal von 154 Verwundeten mit Brustschüssen 73, von 92 mit Kniegelenkschüssen 28 wieder zur Front schicken konnten. Das konnten sie allerdings leichter, da das englische Heer aus bezahlten Söldnern besteht, mit denen wenig Umstände gemacht werden. (Referent hat dies bei Anwendung der konservierenden Wundbehandlung schon bei den Verwundungen mit dem Bleigeschoß des Henry Martini-Gewehres auf griechischer Seite im Feldzuge 1897 beobachtet.)

Die äußere Blutung ist sehr gering, um so geringer, je kleiner die Hautöffnungen sind; Verblutungen aus Extremitätenwunden auf dem Schlachtfelde sind äußerst selten. Die meisten auf dem Schlachtfelde zum Tode führenden Kleinkaliberverletzungen sind dagegen auf innere Verblutung zurückzuführen.